

[illegible]GANG · FOLGE 23
[illegible], 1. NOVEMBERHEFT 1943

Die Geschichte trägt durchaus männliche Züge. Nur tapfere Völker haben ein sicheres Dasein, eine Zukunft, eine Entwicklung; schwache Völker gehen zugrunde, und das von Rechts wegen

HEINRICH VON TREITSCHKE



Die drei grünen Kugeln

VON LEUTNANT HANS H. HENNE

Leutnant Hans Henne, Schriftleiter der Heeres-Zeitschrift, hat den Übergang über den Dnjepr bei Krementschug mit erlebt. Der von innerer Spannung erfüllte Bericht führt uns in den Gefechtsstand des Kommandeurs der Kampfgruppe, die den Brückenkopf bis zur planmäßigen Freigabe hielt. Jeder, der im Zuge dieser Operationen aus einem der Brückenköpfe heraus über eine Brücke gerollt ist, ohne sich dabei viele Gedanken zu machen, wird nunmehr erkennen, welches Maß an Organisation und welche oft schwerwiegenden Entschlüsse nötig waren, um diesen reibungslosen Ablauf zu sichern.

Die Wagen fuhren vom Markt aus sehr langsam, und es war mir nicht klar, warum es in solch kleinem Tempo vorwärtsging, da links und rechts von uns die Häuser lichterloh brannten und die Hitze derart groß war, daß man die Hände vor das Gesicht legen mußte und die Augen dennoch von dem beizenden Qualm zu tränen begannen. An der Ecke, also da, wo die Straße unmittelbar in den Brückenkopf einmündete, wurde mir ersichtlich, warum alles so langsam vorwärtsging. Ich bemerkte einige Trupps von Pionieren, die Minen auslegten, und ahnte nun, da ich sie so unmittelbar neben der Fahrbahn ihre Arbeit verrichten sah, wie schmal die Gasse sein mußte, die jetzt bereits hinter uns lag.

Es war alles weithin ein riesiger Brand. Die Detonationen der Sprengungen jagten sich, und die Erde schütterte und bebte.

Die große Eisenbahnbrücke sah ich zuerst. Sie wirkte auf diese Entfernung stark und solide. Ich wußte von ihr, daß sie über 900 Meter lang war und daß sich hinter ihr eine zweite, eine Holzbrücke, über den Dnjepr spannte.

Je näher wir der Brücke kamen, desto größer wurde der Wagenstrom, denn aus einer anderen Straße, die sich längs des Eisenbahndammes hinziehen mußte, und aus einer weiteren, deren Ende ich von meinem Standpunkt aus nicht sehen konnte, rollten Kolonnen von Fahrzeugen aller Art und Größe, schwenkten auf den freien Platz ein und ergossen sich, sorgfältig dirigiert von Offizieren und Feldgendarmen, in die Bänder der beiden Brücken. Und so war es seit Tagen schon und schien endlos und unübersehbar. Was mir auffiel, war die Ruhe, mit der sich alles vollzog, kaum, daß einer der Leitenden veranlaßt war, zu rufen oder seiner Stimme mit großen Gesten Nachdruck zu verleihen.

Das war gegen 12 Uhr. Für eine Weile hielt ich mich bei dem Ablaufoffizier auf, von dem ich wußte, daß er Ic der Division war, nun aber, da er dem lückenlosen Feindbild nichts mehr hinzuzufügen hatte, mit dieser Kontrollaufgabe betraut worden war, indem er sich Anfang und Ende der abziehenden Einheiten melden ließ und die Anzahl der Fahrzeuge sorgfältig notierte.

Um 14 Uhr, hieß es, solle in der Stadt oder, besser gesagt, in dem, was noch von der Stadt übrig war, ein wichtiges Gebäude in die Luft gesprengt werden. Und ich entnahm den Gesprächen der Kraftfahrer, der Pioniere und Melder, die im Schatten eines gesprengten Lagerschuppens ihre Mahlzeit einnahmen, daß dieses Ereignis mit einiger Spannung erwartet wurde. Ich hörte weiterhin, wie sie sich darüber unterhielten, wieviel Tonnen Sprengladung wohl nötig seien, um die beiden Brücken zu sprengen. Es wurden für meine Begriffe phantastische Zahlen genannt. Die niedrigste war, soweit ich mich erinnere, 70 Tonnen.

Gegen 13 Uhr sah ich den Kampfgruppenkommandeur vorfahren. Er war der Kommandeur des Grenadierregiments „Großdeutschland“ und hatte für diesen Nachmittag die Führung seines Regiments einem seiner Bataillonskommandeure übertragen, von dem ich wußte, daß er das Ritterkreuz trug und über den Rahmen der Division hinaus bekannt war für seinen Mut und seine Tüchtigkeit.

Der Gefechtsstand des Kampfgruppenkommandeurs befand sich in einem Haus, das kurz vor der Brücke stand. Jemand hatte groß mit Kreide an die Wand geschrieben: „Meldekopf Lorenz“. Diesem Haus gegenüber, etwas schräg und über einen Bunker und über den Platz hinweg, lag ein zweites, noch einigermaßen heiles, in dem der General und der Ia ihren Gefechtsstand hatten verlegen lassen.

Von dem Augenblick an — also um 13.05 Uhr etwa —, wo der Oberstleutnant das Haus betrat, schien in dem Abfluß der Fahrzeuge eine neue Phase eingetreten zu sein, denn alles vollzog sich noch schneller, noch reibungsloser. Der Raum, vor Tagen noch die Schneiderwerkstatt irgendeines Trosses und seitdem Durchgangsquartier für viele Einheiten, war im Nu geräumt bis auf einen kleinen Tisch und drei Schemel. Mit dem Eintritt des Kommandeurs stand auch schon der Fernsprecher auf dem Tisch, angeschlossen und sprechfertig.

Auf dem Tisch lag eine Karte, darin waren drei halbkreisförmige Ringe mit fast gleichmäßigem Radius vom Mittelpunkt — von den Brücken nämlich — eingezeichnet. Der erste Kreis lief um den äußeren Rand der Stadt, der zweite etwa um die Mitte, der dritte unmittelbar um den eigentlichen Brückenkopf. In der ersten Linie (oder besser: im ersten Ring) standen in diesem Augenblick ganz links die Grenadiere, anschließend die Füsiliere, dann schließlich wieder die Grenadiere eines Regiments der Nachbardivision, deren Hauptteile bereits über die Brücke abgezogen und die nun ebenfalls dem Kampfgruppenkommandeur unterstellt waren.

Vorerst stand der Oberstleutnant mit seinen blutjungen Ordonnanzoffizieren im Raum. Ich ahnte, daß er, über die Karte gebeugt, das Bild der Lage immer wieder von neuem in sich hineinzog. Von ihm ging, in seltsamem Gegensatz zu dem, was sich draußen vollzog an erregendem und schnellem



Hin und Her, große Ruhe und Beherrschtheit aus. Zuerst meldeten sich die Verbindungsoffiziere der Regimenter, deren Bataillone im äußeren Ring lagen, deren Fahrzeuge aber bereits über die Brücken abgezogen waren oder noch im Laufe der nächsten Stunden abfließen sollten. Der Chef der Stabskompanie, ein baumlanger Riese, der sich tief bücken mußte, um durch die Tür zu kommen, meldete sich, durfte einen Blick auf die Karte werfen und erhielt Befehl, die Nahsicherung für beide Brücken zu übernehmen. Die Hauptgefahr, wurde ihm bedeutet, sei von Westen her zu erwarten.

In diesem Augenblick klingelte der Apparat. Während der eine der Ordonnanzoffiziere dem Oberstleutnant den Hörer reichte und dieser sich meldete, trat der General in den Raum. Er trug wie immer seinen Stock bei sich. Die Offiziere erhoben sich und salutierten, während der Oberstleutnant, der mit großer Aufmerksamkeit in die Muschel horchte, dem General den Mithörer reichte und ihn bat, das Gespräch mit anzuhören. Es seien, orientierte er sachlich und schnell, zwanzig feindliche Panzer durchgebrochen. Wer denn spreche, fragte der General, der den Hörer an sein Ohr preßte. „Major Rehmer", gab der Oberstleutnant, der mit seinem Stift einen Punkt auf der Karte zeigte, leise zurück.

Es war aus dem, was der Kommandeur mit dem von ihm beauftragten Führer seines Regiments besprach, ersichtlich, daß der Feind einen Handstreich vorhatte, und zwar versuchte er längs des Dnjepr mit zwanzig Panzern vorzustoßen, gewißlich mit dem Endziel, die Brücken in die Hand zu bekommen, ihre Sprengung zu verhindern und sie gleichzeitig zu sperren.

Derjenige von uns, der eine Karte zur Hand hatte, suchte den vom Kommandeur angezeigten Punkt auf und schätzte mit einem Blick die Entfernung. Sie betrug nicht ganz vier Kilometer.

Mit rauchgeschwärztem Gesicht schob sich eine neue Gestalt in den Raum: der Batteriechef der

Fortsetzung Seite 5

PIONIERE

SPERREN SPRENGEN ZERSTÖREN

Eine Schachtel Streichhölzer, einen Nagel und mindestens einen Meter Bindfaden trägt jeder anständige Pionier in der Tasche bei sich. Sagt dies nicht schon viel aus über eine Truppe, die in vielen Lagen improvisieren muß, von der alle anderen Waffengattungen verlangen, daß sie das unmöglich Scheinende möglich macht, die immer dort zu Hilfe gerufen wird, wo alle anderen mit ihrer Weisheit am Ende sind. Das gilt nicht nur für den rein waffenmäßigen Einsatz, wo das Auftauchen von Pioniereinheiten an den Brennpunkten des Kampfes besonders von den mit ihnen kameradschaftlich am engsten verbundenen Grenadieren stets freudig begrüßt wird, das gilt ebenso dort, wo ein Geschütz oder ein Lastwagen „bis über die Ohren" im Schlamm versunken und selbst mit 16 Pferden oder einer Zugmaschine nicht wieder flott zu kriegen ist oder aber irgendein besonders schwerer „Fall" behoben werden muß. „Da müssen eben Pioniere her!" — heißt es dann, wenn keiner mehr weiter weiß.

Daß diese Truppe für ihre vielseitigen Aufgaben, die in erster Linie in der Beseitigung und Überwindung von Sperren und Hindernissen aller Art oder in der Schaffung von solchen liegen, hervorragend geschult ist und über eine entsprechende Spezialausrüstung verfügt, macht sie besonders wertvoll. Ihre Vielseitigkeit, die aus dem Sturmpionier nach der Niederkämpfung von Bunkern und Sperren den Brückenbauer und Wegebahner werden läßt, und beim Übergehen in die Verteidigung dem Grenadier Hindernisse aller Art vor seine Hauptkampflinie zu zaubern vermag, trägt zu dem hohen Ansehen bei, das sie im Kreise aller Waffen genießt.

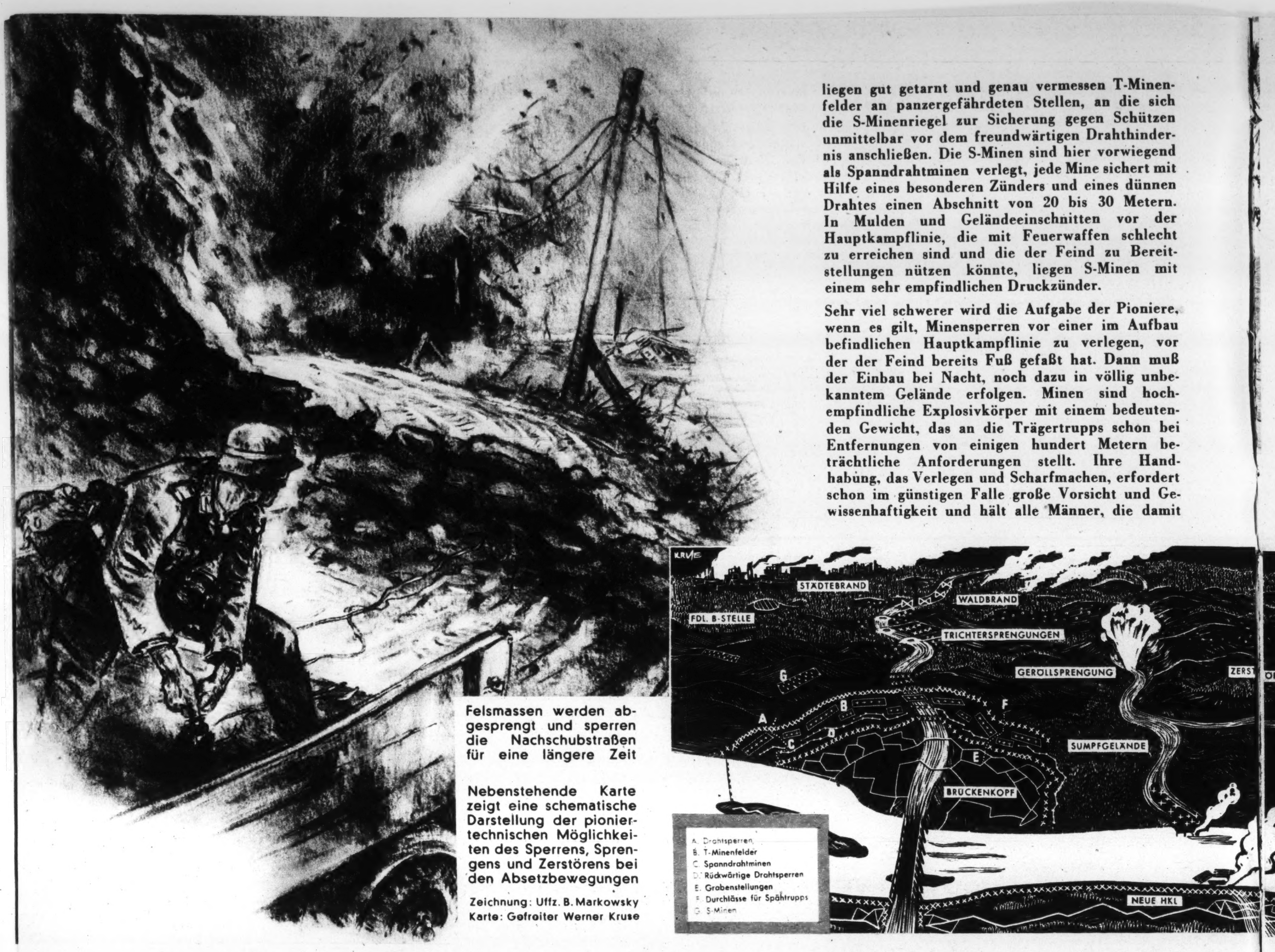
Gerade die jetzige Phase des Kampfes, an den Fronten im Osten und im Süden mit Absetzbewegungen größeren Ausmaßes, zeigt den Pionier in seinem Element.

Wird die Vorbereitung einer Absetzbewegung und der Aufbau einer neuen Hauptkampflinie befohlen, so erstreckt sich die Planung des Pionierführers zunächst auf die gründliche Zerstörung all dessen, was dem Feinde überlassen werden muß, die Instandsetzung der Straßen, Wege und Brücken, die für die Rückführung der eigenen Truppe benötigt werden, die Anlage von Marschsperren an allen Geländepunkten, die dazu geeignet sind, und den Aufbau von Gefechtssperren vor der neuen Hauptkampflinie unter Anlehnung an vorhandene natürliche Hindernisse.

Die Anlage von Marschsperren bei Absetzbewegungen soll dem Gegner das sofortige Nachstoßen erschweren und dadurch der Masse der eigenen Kräfte, die nur durch schwache Nachhuten gedeckt werden, das reibungslose Absetzen ermöglichen, darüber hinaus den feindlichen Nachschub auf möglichst lange Zeit behindern und erschweren. Das bedeutet zunächst Zerstörung aller für den Feind wichtigen Anlagen und Einrichtungen, von Verkehrs- und Nachrichtenlinien, Brücken, Tunnels, Viadukten, Kanälen und Schleusen und Verstärkung schon vorhandener natürlicher Hindernisse durch Sprengungen und Verminungen. Alle wichtigen Objekte in den Städten, Fabriken, Lagerschuppen, Kraftwerke, Kasernen, Leitungsnetze und Kabel aller Art, fallen nach einem genau festgelegten Plan zu einem von der Führung befohlenen Zeitpunkt der Vernichtung anheim. Schon mit der fortschreitenden Räumung beginnen die Pioniere ihr Zerstörungswerk. Hat der letzte Zug den Bahnhof verlassen, so zerreißen die Sprengladungen Gebäude, Schienen, Weichen und Signalanlagen. Vor dem nachdrängenden Feind fliegen Brücken in die Luft. Mächtige Häuserblocks stürzen zusammen und versperren die Hauptstraßen. Versucht der Feind die Sperrungen zu umgehen, so stößt er überall auf Minen und versteckte Ladungen, wird unsicher und tastet sich nur zögernd vor. Steht genügend Zeit zur Verfügung und sind ausreichend Kräfte vorhanden, so können kilometertiefe Baumverhaue, verbunden mit Verminungen, in Wäldern mit sehr kräftigem Baumbestand wirksame Straßensperren schaffen. Panzergräben erfüllen ihren Zweck nur, wenn sie möglichst lange unter der Wirkung eigener Waffen liegen. Wald-, Heide- und Steppenbrände können, wenn die Voraussetzungen dafür gegeben sind, ebenfalls zu wirksamen Sperren werden. Sprengungen von Viadukten, Tunnels und Steilhängen bei Hochgebirgsstraßen schaffen nur sehr schwer überwindbare Hindernisse. Engländer und Amerikaner haben dies gerade bei den Kämpfen auf Sizilien und im Süden Italiens erfahren. Geeignet zur Anlage von Sperren sind alle Engen und Pässe. Trichtersprengungen auf Straßen, die durch Sumpf führen oder von Wasserläufen und überflutetem Gelände begrenzt sind, bereiten dem Feind schwere Sorgen. Die Arbeit der Pioniere ist leichter, wenn das Gelände viele natürliche Hindernisse bietet, sie wird erschwert dort, wo die Möglichkeit besteht, angelegte Sperren zu umgehen.

Bei der Anlage und Verstärkung von Sperren aller Art ist die Verwendung von Minen nicht wegzudenken. Die Mine ist eine heimtückische Waffe, aber sie ist in ihrer Wirkung nicht grausamer als all die anderen Mittel auch, die im Kriege dazu bestimmt sind, dem Feinde Schaden zuzufügen. Wie sehr sie ihren Zweck erfüllt, auch dort noch den Feind zu treffen, ihn zu beunruhigen und unsicher zu machen, wo alle anderen Waffen





Felsmassen werden abgesprengt und sperren die Nachschubstraßen für eine längere Zeit

Nebenstehende Karte zeigt eine schematische Darstellung der pioniertechnischen Möglichkeiten des Sperrens, Sprengens und Zerstörens bei den Absetzbewegungen

Zeichnung: Uffz. B. Markowsky
Karte: Gefreiter Werner Kruse

längst nicht mehr hinreichen, bezeugt am besten ein amerikanischer Kriegsberichter, der nach den Erfahrungen auf Sizilien forderte, die Mine gehöre ebenso wie das Gas durch eine Genfer Konvention verboten. Er vergaß wohlweislich hinzuzufügen, natürlich nur, solange sie amerikanischen Truppen Schaden zufügt.

Auf deutscher Seite sind in der Hauptsache zwei Minenarten gebräuchlich Minen gegen Fahrzeuge und Panzer (T-Minen, Kastenminen) und Minen gegen Schützen (S-Minen). Dazu kommen noch Behelfsminen, die je nach dem für sie vorgesehenen Zweck aus Sprengmunition und den entsprechenden Zündern von den Pionieren hergestellt werden.

Der Einsatz von Minen und ihre Verlegungsart richten sich nach dem Zweck, den sie erfüllen sollen. Bei Absetzbewegungen dienen sie, in Minenfelder, -riegel oder im Streueinsatz verlegt, dazu, den nachstoßenden Feind aufzuhalten und unsicher zu machen. Dabei versetzt sich der Pionier in die Lage des Gegners, der gezwungen ist, alle durch Sprengungen auf seinen Vormarschstraßen entstandenen Sperren aufzuräumen oder zu umgehen. Ist eine feste Straße durch große Trichtersprengungen unpassierbar geworden, so wird der Feind versuchen, diese Trichter zu umfahren. An den hierfür in Frage kommenden Stellen verlegt der Pionier seine Minen. Kriegsbrücken werden von einer Truppe selten an der alten Brückenstelle geschlagen, da die Aufräumungsarbeiten zuviel Zeit erfordern würden. So lohnt es immer, alle für Brückenstellen geeigneten Uferstreifen zu verminen. Ein im Vormarsch befindlicher Gegner wird zu Tarnungszwecken versuchen, Rast- und Bereitstellungsräume für Truppen und Fahrzeuge in Wälder zu verlegen. Die dorthin führenden Wege, Waldränder und Zeltplätze sind dankbare Objekte für den Mineneinsatz. Das gleiche gilt für alle Punkte vor der neuen Hauptkampflinie, die für den Gegner von Wichtigkeit sind, in erster Linie für Geländestreifen, die sich für Artilleriestellungen und Beobachtungsstellen anbieten.

Doch erschöpfen sich die Aufgaben der Pioniere im Zuge von Absetzbewegungen nicht im Zerstören und in der Anlage von Marschsperren — ihr Hauptaugenmerk gilt dem Ausbau der neuen Hauptkampflinie. Je frühzeitiger sie hier ihre Arbeit beginnen können, je ungestörter vom Feind diese vonstatten gehen kann und je zahlreicher die zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte sind, um so günstiger wirkt sich dies auf die Widerstandskraft der neuen Hauptkampflinie aus. Bei ihrer Festlegung ist die Führung bemüht, möglichst viele natürliche Hindernisse in deren Verlauf einzubeziehen. Bei der Bedeutung der Panzerwaffe ist alles willkommen, was geeignet ist, für diese sperrend zu wirken. Das sind vor allem Flüsse mit mindestens 1,70 Meter Wassertiefe und entsprechender Breite, Seen, stark versumpftes Gelände und Steilhänge. In Anlehnung an diese Hindernisse baut der Pionier seine Gefechtssperren. Stehen genügend Zeit, Material und Arbeitskräfte zur Verfügung, so wird er versuchen, sich die natürlichen Gegebenheiten durch Anlage von Panzergräben und Anstauung von Bächen zunutze zu machen. In erster Linie findet aber auch hier die Mine als Sperrmittel Verwendung.

Die Art ihrer Verlegung richtet sich nach der zur Verfügung stehenden Zeit, den vorhandenen Kräften und dem Material. Können die Minenfelder ohne Feindeinwirkung bei Tage in genügender Tiefe und Dichte angelegt werden, so stellen sie ein bedeutendes Hindernis für jeden angreifenden Gegner dar. Grundsatz für die Anlage aller Gefechtssperren ist, daß sie unter dem Schutze der eigenen Waffen liegen, um dem Gegner ein Wegräumen zu erschweren. Doch darf die eigene Truppe durch hochgehende Minen nicht gefährdet werden. Im günstigsten Falle besteht die feindwärtigste Gefechtssperre aus einem durchlaufenden Drahthindernis. Hinter diesem liegen gut getarnt und genau vermessen T-Minenfelder an panzergefährdeten Stellen, an die sich die S-Minenriegel zur Sicherung gegen Schützen unmittelbar vor dem freundwärtigen Drahthindernis anschließen. Die S-Minen sind hier vorwiegend als Spanndrahtminen verlegt, jede Mine sichert mit Hilfe eines besonderen Zünders und eines dünnen Drahtes einen Abschnitt von 20 bis 30 Metern. In Mulden und Geländeeinschnitten vor der Hauptkampflinie, die mit Feuerwaffen schlecht zu erreichen sind und die der Feind zu Bereitstellungen nützen könnte, liegen S-Minen mit einem sehr empfindlichen Druckzünder.

Sehr viel schwerer wird die Aufgabe der Pioniere, wenn es gilt, Minensperren vor einer im Aufbau befindlichen Hauptkampflinie zu verlegen, vor der der Feind bereits Fuß gefaßt hat. Dann muß der Einbau bei Nacht, noch dazu in völlig unbekanntem Gelände erfolgen. Minen sind hochempfindliche Explosivkörper mit einem bedeutenden Gewicht, das an die Trägertrupps schon bei Entfernungen von einigen hundert Metern beträchtliche Anforderungen stellt. Ihre Handhabung, das Verlegen und Scharfmachen, erfordert schon im günstigen Falle große Vorsicht und Gewissenhaftigkeit und hält alle Männer, die damit arbeiten müssen, unter einer ständigen Nervenanspannung. Wieviel härter wird diese, wenn dazu auch noch Feindeinwirkung kommt, wenn jedes bei dieser Arbeit ja nicht zu vermeidende Geräusch vom Gegner mit Maschinengewehr- und Granatwerferfeuer beantwortet wird und immer wieder in Deckung zwingt. Dabei muß jede verlegte Mine genauestens eingemessen und in einem Minenplan festgehalten werden, um eine spätere Aufnahme zu ermöglichen. Die Grenadiere wissen diese Arbeit der Pioniere vor den eigenen Linien zu werten, und manch dankbarer Händedruck ist Anerkennung für eine Arbeit, die dem Mann in der vordersten Sappe eine gewisse Sicherheit gegen Überraschungen bietet.

Die Anlage von Drahthindernissen ist überall dort, wo keine unmittelbare Feindeinwirkung besteht, Aufgabe von Bautruppen und Arbeitsdienst. Müssen Drahtsperren vor einer bereits umkämpften Hauptkampflinie angebracht oder verstärkt werden, so geschieht dies in Zusammenarbeit zwischen Grenadieren und Pionieren. Im ungünstigsten Falle werden spanische Reiter oder kleine Igel aus Stacheldraht bei den Trossen hergestellt und bei Nacht in mühseliger Arbeit vor die Stellungen geschoben.

In Wäldern verspricht die Anlage von Ast- und Baumverhauen Erfolg, doch gilt auch hier der Grundsatz, daß sie unter dem Schutze eigener Waffen liegen müssen, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollen.

*

Sperren, Sprengen und Zerstören sind nur einige der vielen Aufgaben der Männer von der schwarzen Waffenfarbe. Sie sind gerade für uns Deutsche nicht die schönsten, da wir lieber aufbauen als vernichten. Doch sind sie, wie so vieles im Kriege, unabdingbare Notwendigkeiten und jede Weichheit würde dem Feinde nützen. Daß auch hier alles getan wird, was getan werden muß und getan werden kann, dafür bürgen wie in den Tagen des Vormarsches — unsere Pioniere!

Oberleutnant Moos

DIE DREI GRÜNEN KUGELN

Fortsetzung von Seite 3

Sturmgeschütze. Er hieß, glaube ich mich erinnern zu können, Oberleutnant Sturm. Der General, die Ruhe selbst, nahm sich Zeit, ihn zu befragen, ob er mit einem ihm bekannten Herrn Sturm aus Hamburg verwandt sei.

„Nein", gab der Oberleutnant zurück.

„Wo wollen Sie hin?" fragte der General.

„Befehlsgemäß über die Brücke, Herr General!"

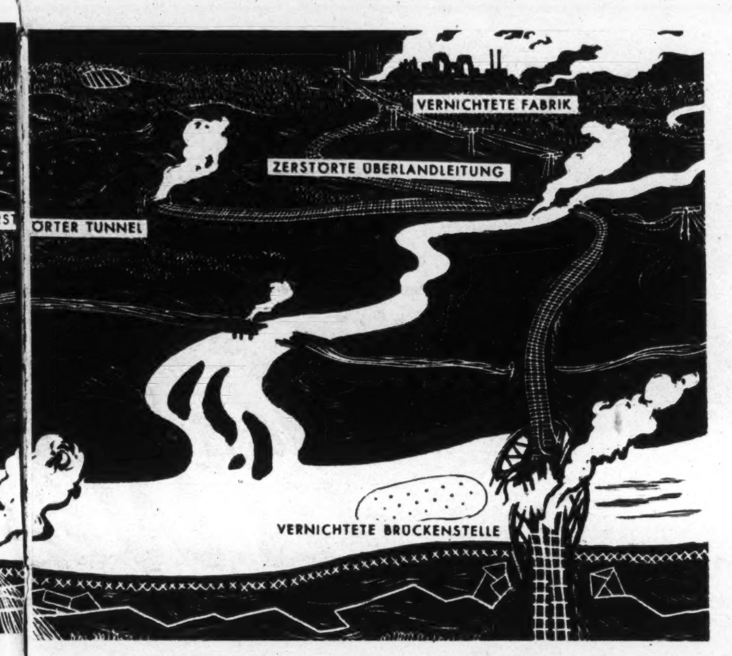
„Sie drehen um. Hier — der General wies auf die Karte —, hier sind zwanzig feindliche Panzer durchgebrochen. Zeigen Sie ihnen die Zähne!"

Der Batteriechef war entlassen.

Alles, was noch an panzerbrechenden Waffen da sei oder über die Brücke abfließen wolle, solle festgehalten werden, bekam der Ordonnanzoffizier den Auftrag.

In diesem Augenblick erschütterte eine schwere Detonation das Gebäude, eine Wolke von Staub drang durch die zersprungenen Scheiben.

Das sei wohl die große Sprengung in der Stadt gewesen, meinte der Rittmeister.



„Nein", gab der Pionieroffizier, ohne zu überlegen, sachkundig zurück, „noch zwanzig Minuten." Ich sah nach der Uhr. Es fehlten tatsächlich noch zwanzig Minuten.

In kurzer Zeit jagten sich nun im wahrsten Sinne des Wortes die Befehle, präzise formuliert und in einem Deutsch von größter Klarheit. Drei Sturmgeschütze erhielten den Auftrag, 300 Meter westlich der Brücke zu sichern, vier weitere 300 Meter nördlich. Der Chef der Stabskompanie wurde wiederum herbeizitiert und bekam Befehl, die Sturmgeschütze zu sichern. Während er seine riesige Gestalt durch die Tür brachte, kam ein Obergefreiter und legte mehrere Eierhandgranaten, eine Haftladung, ein Schnellfeuergewehr und Maschinenpistolen auf den kalten Ofen. Das war zur persönlichen Sicherung des Kommandeurs.

Während alldem brausten draußen die Wagen vorbei, vorbildlich in der Ordnung und ohne jede Stockung: Panzer, Geschütze, Raupenfahrzeuge, Personenwagen, K-Räder. Und immer noch krachten allenthalben die Sprengladungen in der Stadt. Innerhalb der nächsten Minuten meldete sich der Führer der Sturmboote und Fähren, der 900 Soldaten nach der Sprengung der Brücken und endgültigen Räumung des Brückenkopfes über den Dnjepr bringen sollte und ebenfalls die vielleicht sich noch einfindenden Fahrzeuge.

„Na, wird alles klappen?"

„Jawohl, Herr General."

Es meldete sich schließlich ein Leutnant.

„Was wollen Sie?" wollte der General wissen.

Er habe, gab der Leutnant mit todernstem Gesicht zur Antwort, den Auftrag, das Haus zu sprengen wie alle übrigen noch um die Brücken stehenden Häuser.

„Sofort?"

„Jawohl, sofort, Herr General!"

„Na, dann ohne mich", meinte der General lächelnd über soviel Pflichtbewußtsein. Die anderen Herren schmunzelten. Der Leutnant, immer noch ernst, machte kehrt und ging.

In diesem Augenblick bebte die Erde, das Haus schien zu leben. Der Luftdruck kam durch das Fenster und warf sich gegen die Wand, die Tür schlug hin und her in ihren Angeln, wie von kräftigen Händen bewegt.

Das war die große Sprengung in der Stadt. Es war genau 14 Uhr. Alles klappte auf die Minute.

Es verging eine Weile, als plötzlich von draußen Rufe: „Flieger . . . Flieger!" kamen.

Der Oberstleutnant befahl: „Alles in die Bunker!" Wir drängten uns durch die Tür in den Bunker.

Diese Unterbrechung mochte drei oder vier Minuten gedauert haben. Als wir wieder in den Gefechtsstand traten, schien es so, als sei überhaupt nichts gewesen. Der Oberstleutnant war bereits wieder über seine Karte gebeugt und sprach mit dem Ia der Division, der von seinem Gefechtsstand herübergekommen war. „Die zwanzig Panzer", gab mir der Ordonnanzoffizier zu wissen, „sind fluchtartig abgehauen, drei von ihnen haben wir erwischt."

Viel später, es war kurz nach dem zweiten großen Fliegerangriff der Sowjets, bei dem durch Volltreffer die Sprengladung der Holzbrücke getroffen worden war und diese sich nach und nach bis auf die Hälfte fast selbst in die Luft sprengte, und als weiter der Divisionsgefechtsstand auf das jenseitige Ufer verlegt worden war, notierte ich mir ein Gespräch des Oberstleutnants mit Major Rehmer. Er sagte ruhig und bestimmt: „Rehmer, es muß alles ganz planmäßig gehen. Alles, aber auch alles in Verbindung mit den Füsilieren. Dann muß die Siegfriedlinie nicht flüchtig, sondern fest gehalten werden, so daß wir alle Fahrzeuge rausbekommen."

Der Ordonnanzoffizier erhielt Auftrag, Funkverbindung und Funksprechverbindung zum anderen Ufer sicherzustellen.

Um 16.30 Uhr kam durch den Draht, daß der Gegner drei Kilometer ostwärts der Brückenstellung am Steinbruch mit Richtung auf das Dnjeprufer durchgebrochen sei.

„Das werden wir auch gleich haben", gab der Kommandeur ruhig zurück, „ich will sehen, was ich noch da habe."

Ich hatte Zeit und Muße, ihn während dieser Zeit zu beobachten, er war immer noch die Ruhe in Person und zeigte nicht die geringste Spur von Entspannung. Von den sechs Empfangszigaretten, die ihm sein Bursche hinlegte, rauchte er zwei. Er fand auch Zeit, ein paar Brote zu essen, allerdings vergaß er in seiner höflichen Art nicht, zuvor die gerade anwesenden Offiziere aufzufordern, mitzuhalten.

Mein Notizzettel hielt fest, daß der feindliche Einbruch am Steinbruch durch die Artillerie, die in direktem Beschuß die feindliche Infanterie unter Feuer nahm, zum Stehen kam. Er hielt ferner fest, daß sich um 17 Uhr der Pionierkommandeur einfand und meldete, daß befehlsgemäß die Stadt und alle wichtigen Fabrikanlagen zerstört worden seien. Der Kommandeur der Füsiliere, auch Ritterkreuzträger, fand sich ein, und es war immer noch keine Nachricht vom zweiten Bataillon Füsiliere eingetroffen.

Es wurde dämmerig. Noch immer brannte die Stadt. Draußen war es still geworden, hin und wieder rollte ein Fahrzeug der Brücke zu.

Um 17.20 Uhr meldete sich einer der Ablaufoffiziere.

„Ist alles klar, Ritter?" fragte der Kommandeur.

An Hand seines Notizblockes las der Oberleutnant vor, was im Laufe des Nachmittags die Brücke passiert hatte. Es fehlten nur noch die Sturmgeschütze.

Um 17.40 Uhr ging ein Funkspruch an das Regiment: „Sturmgeschütze abrücken, um 18 Uhr mit Lösen beginnen und R 1-Stellung einnehmen."

In dem Raum war es fast dunkel. Der Kommandeur fragte den Ordonnanzoffizier, ob die grünen Leuchtkugeln da seien und wieviel. Und ob man Waffen habe.

„Jawohl, alles vorhanden, Herr Oberstleutnant!"

Der Kommandeur ging auf und ab, schließlich zündete er sich eine Zigarette an. Einen Augenblick war ich versucht, zu glauben, daß ihn die Erregung der Stunde doch noch gepackt hatte. Einmal meinte er, aus dem Fenster schauend: „Wenn die Sturmgeschütze doch kämen . . ."

Gegen 18 Uhr kam der Rittmeister und Adjutant des Generals mit dem Motorrad vom jenseitigen Ufer und wollte, wie er sagte, die Lage peilen.

„Melden Sie", sagte der Kommandeur, „dem Herrn General, daß alles planmäßig abläuft. Stellen Sie einen Einweiser drüben an die Brücke, damit mein Offizier, der den Zündbefehl zur Zündstelle drüben bringen soll, sofort Bescheid weiß und keine Verzögerung durch langes Suchen der Zündstelle im Dunkeln entsteht. Lassen Sie ferner drüben eine Sicherungszone von einem Kilometer einhalten. Ich denke, daß wir gegen 18.30 Uhr sprengen können."

Endlich kamen die Sturmgeschütze. Der Kommandeur der Abteilung, Major Franz, Träger des Ritterkreuzes, meldete sich persönlich ab.

Wir waren jetzt allein. Draußen standen noch ein paar Pioniere herum, andere hockten vor dem Haus gegenüber. Sie hatten den letzten Teil der Holzbrücke, dessen Sprengladungen sich nicht entzündet hatten, mit Brennstoff übergossen, so daß er lichterloh brannte. Nun waren sie ebenfalls als eine Art letzte Sicherung eingesetzt.

„Ich bin gespannt", sagte einer der Ordonnanzoffiziere, „ob noch ein Fahrzeug kommt."

Der Major hatte die halblaute Bemerkung gehört und meinte: „Es kommt nichts mehr, es ist alles drüben." Weiter sagte er nichts. Aber es gab für uns keinen Zweifel mehr. Im vorletzten Ring standen jetzt nur noch die Grenadiere und Füsiliere.

Um 18.10 Uhr notierte der Ordonnanzoffizier einen Spruch: „18.30 Uhr Brücke sprengen. Ich gebe grüne Leuchtkugeln."

Gleich nach der Aufgabe des Spruches brachen wir auf. Wir nahmen die Handgranaten und die Waffen und gingen über den Platz und nach Norden der Stadt zu. Wir waren an die zwanzig Mann, Offiziere, Melder und Funker. In wenigen



Fabriksprengung in Krementschug. Immer näher kommen die Detonationen, die Erde schüttert und bebt, gewaltige Sprengwolken ziehen hoch, vermischt mit auffliegendem Gestein und Holztrümmern

Aufnahmen: Gefr. Wolff-Altvater

Minuten würde hinter uns die Brücke in die Luft gehen. Dann war der Fluß zwischen uns und den anderen, die schon drüben waren. Wir hielten an einem Steinhaus an und stellten uns an die Mauer, die zur Stadt hinzeigte. Die beiden Funker kletterten auf eine Stalltreppe und bauten oben ihren Tornister auf.

Der Ordonnanzoffizier trat vor und schoß die Leuchtkugeln ab, es waren drei grüne Kugeln. Sie stiegen kerzengerade in den dunklen Himmel.

Jetzt mußte es kommen.

Aber es blieb still.

Ich hörte die Stimme des Oberstleutnants von rechts:

„Die Funker — habt ihr Verbindung . . .?“

Es kam keine Antwort, wohl hörten wir die Stimme des einen Funkers durch die Stille. Er rief laut und akzentuiert: „Schulte ruft Berta — Schulte ruft Berta — Berta kommen!“

„Habt ihr Verbindung?“ rief der Oberstleutnant von rechts.

„Nein, keine Verbindung!“

„Schneider, schießen Sie nochmals drei grüne Leuchtkugeln!“ befahl der Oberstleutnant.

Die Stimme des Funkers kam wieder: „Schulte ruft Berta — Berta kommen — Berta kommen!“

Wir zündeten uns eine Zigarette an, und ich war gerade im Begriff, den ersten Zug zu tun, als die Erde sich unter meinen Füßen bewegte. Das war es! Ich öffnete den Mund, um das Krachen der Detonation abzufangen, aber da brach sie schon herein. — Wir warteten noch eine Minute, hörten das Surren der Eisen- und Stahlbrocken, das dumpfe Paffen der Splitter, die in die Aschenpolster fielen.

Wir gingen langsam zum Gefechtsstand zurück. Das Haus stand immer noch und schien unbeschädigt. Ich erinnere mich nicht mehr, wie lange es dauerte, bis Major Rehmer eintraf und meldete, daß er den letzten Ring halte, bis er meldete, daß alles vorzüglich stehe und keine Ausfälle zu beklagen seien. Nachdem die Brücke gesprengt worden war, schien uns alles in bester Ordnung. 400 Meter, 300 Meter vor uns lagen die Grenadiere und Füsiliere jetzt hinter den Mauerresten und zwischen den Trümmern. Der Kompaniegefechtsstand Sentz beispielsweise befand sich nicht ganz 100 Meter vor dem des Kampfgruppenkommandeurs. Befehle kamen gedämpft. Die Pioniere zogen von rechts nach links zum Ufer hinunter. Ihre Schattenrisse standen seltsam starr, von der brennenden Stadt her beleuchtet, in der Dunkelheit.

„Die Genossen drüben tasten sich jetzt langsam vor, sicher haben sie Minenwitterung“, sagte jemand. Ich gab es auf, den Sprecher zu erkennen, denn immer wieder neu geblendet von dem Licht vor uns, war die Dunkelheit um den Gefechtsstand wie eine Mauer. Vom Dnjepr her kam das dunkle Surren der Sturmboote. Jetzt setzten die ersten über.

Wir standen herum, und ich fühlte, wie groß die Sicherheit und das Vertrauen eines jeden war, der an diesem Abend im Brückenkopf von Krementschug mitmachte. Jetzt konnte nichts mehr passieren. Was machte es uns schon aus, wenn der Gegner jetzt mit seiner Stalinorgel herüberschoß. Wir legten uns in den Dreck und taten es mit wahrer Wonne. Es war ein herrlicher Abend, ich hätte viel darum gegeben, wenn ich ein Ding gewußt hätte, das diese Atmosphäre hätte aufnehmen können: diese Pracht der Farben, der Brände, der Schatten vor dem Licht, diese Wortfetzen, diese Geräusche vom Fluß her. Da kamen die Männer hintereinander, vorsichtig immer noch trotz des Gelingens, und die Dunkelheit des Ufers nahm sie auf.

Und wir gingen über den Sand des Dnjepr.

Die Holzbrücke brannte noch. Der Kommandeur blieb hinter uns, er fuhr mit seinen beiden blutjungen Ordonnanzoffizieren mit einem der letzten Boote. Hinter dem Damm lag der Major Rehmer und wartete, bis der letzte Rest seiner Männer übergesetzt hatte.

Ich weiß nicht, was das Moskauer Radio nachts gemeldet haben wird, aber sicher hat es einen Sieg bei Krementschug gemeldet und völlige Vernichtung, als wir seelenruhig über den Laufsteg schritten und in unsere Sturmboote stiegen. Wir brausten über den Strom, und drüben empfing uns nach wenigen Minuten die uralte Sicherheit der Kameradschaft derer, deren Übergang wir gedeckt hatten.



Im Ros… des Weiss…

Eine Aufnahme, die eine Sensation werden sollte!

Es sollte das Bild des Jahrhunderts werden, dieses Konterfei von den versammelten Rittern ohne Furcht und Tadel im Rosengarten des Weißen Hauses. Unter Schauern ehrfürchtiger Bewunderung sollten es spätere Generationen von Yankees und Briten betrachten als ein historisches Dokument aus jenen großen August- und Septembertagen des Jahres 1943, da die beiden Heilspropheten unter Assistenz ihrer beiderseitigen Stabschefs „den Krieg rennen machten“, da sie den großen Plan zur schlagartigen Niederwerfung Deutschlands faßten und dessen erste Früchte in Italien bereits heranreifen sahen. Welch stiller Glanz auf Churchills Antlitz, das von tiefinnerlicher Selbstzufriedenheit und reichlich schon im voraus genossenem Sieges-Whisky augenscheinlich bis zum Rande gefüllt ist! Welch imperiale Pose des Weltpräsidenten in spe, der selbst in diesem geschichtlichen Augenblick nicht vergißt, daß ihm Profil am besten steht! Und welche Heiterkeit in den Mienen jener Generale und Admirale, die ja nun ganz bestimmt wußten, daß es mit den Dreierpaktmächten binnen kurzem Matthäi am letzten sein würde! Heute freilich machen diese elf Welteroberer recht lange Gesichter, denn die deutsche Führung hat durch blitzschnelles Reagieren und entschlossenes Handeln ihren Meisterplan mitten durchgerissen.

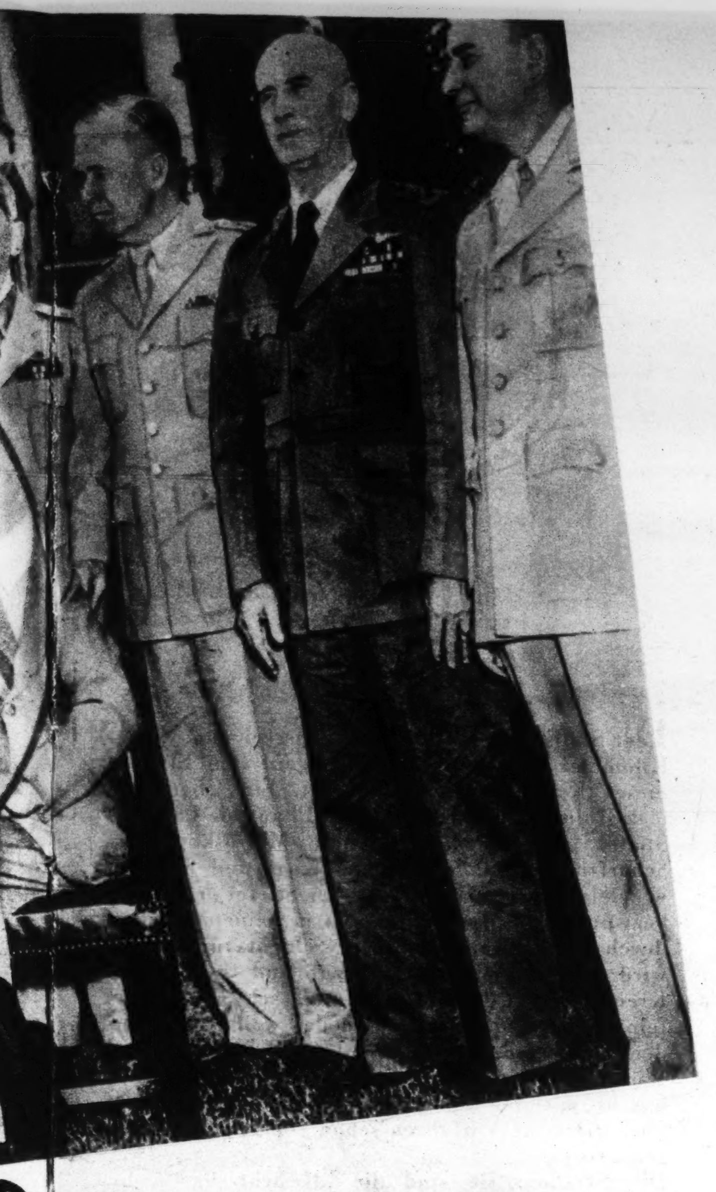
Aber man kann diesen kleinen Mangel an Aktualität in Kauf nehmen, denn das Bild gestattet einen aufschlußreichen Überblick über den engsten Kreis jener Personen, die im anderen Lager die Planung und Durchführung des Krieges in der Hand haben. Da sind zunächst Churchill und Roosevelt als alte Bekannte. Höchstes Ziel ihrer





Strategie ist, jeweils dem anderen die Hauptlast des Kampfes aufzubürden. Churchill hat dabei wieder einmal den kürzeren gezogen, denn er ist von Roosevelt und dessen Flottenchef King auf die Verpflichtung festgenagelt worden, sich mit verstärkten Kräften gegen Japan einzusetzen. Dieser King mit seiner Vorliebe für den Pazifikkrieg und seinen maritimen Herrscherallüren ist den Engländern kaum weniger unbequem als der Generalstabschef des USA-Heeres George Catlet Marshall neben ihm. Denn Marshall, den die Amerikaner als „größtes militärisches Genie seit Jackson“ preisen, scheut sich nicht, das Wort USA-Expansion in den Mund zu nehmen und zu erklären, Amerika müsse sein riesengroß gewordenes Stützpunktsystem nicht nur aufrechterhalten, sondern immer noch weiter vergrößern. Wie bereits von Marshall, so ist auch von Admiral Leahy, der als Roosevelts persönlicher Stabschef fungiert, schon als dem zukünftigen Oberkommandierenden der „Vereinigten Nationen“ gesprochen worden. Leahy hat sich seine Sporen bei Strafexpeditionen der friedsamen USA-Demokratie auf Kuba und den Philippinen, gegen Dominika und Nikaragua, Haiti und Mexiko verdient. Seine Rauhreitermanieren qualifizier-





Rosengarten
eissen Hauses

ten ihn in Roosevelts Augen für den Auftrag, als diplomatischer Heckenschütze in Vichy mit plumpen Drohungen und Versprechungen um sich zu werfen, die französische Opposition zu beleben und gleichzeitig den Raub Nordafrikas vorzubereiten. Es war „eine der heikelsten Missionen, die jemals einem USA-Diplomaten übertragen worden ist"; entsprechend heikel haben sich auch ihre Folgen gestaltet, nämlich der Fall Darlan, der ewige Zank Giraud—de Gaulle und der Einzug der Sowjets ins Mittelmeer. Als Anwärter auf den Posten eines alliierten Generalissimus kann Leahy mit seinen 68 Jahren neben Marshall freilich kaum bestehen. Er wird in dieser Elfmännerrunde an Alter nur noch von seinem Nebenmann, dem bisherigen Flottenadmiral und Ersten Seelord Sir Dudley P o u n d, annähernd erreicht; wenn Sir Dudley erheblich älter aussieht, so mag das nicht zuletzt daran liegen, daß Leahy ihm mit der Schaffung und Durchpeitschung des Projekts einer amerikanischen Zwei-Ozean-Flotte, aus der nun sogar eine konkurrenzlose Sieben-Ozean-Flotte werden soll, das Leben schwer gemacht hat, gar nicht zu reden von den ewigen U-Boot-Sorgen. Es ist daher sehr wohl

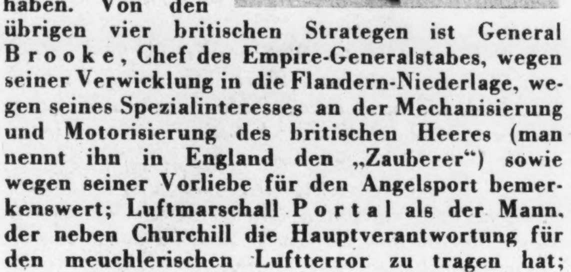
BROOKE



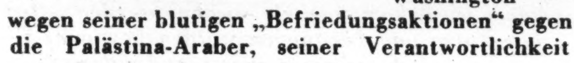
POUND

möglich, daß weniger der kleine Schlaganfall, von dem in England gesprochen wird, als vielmehr die erwähnten Divergenzen jetzt zur Ersetzung Pounds durch den britischen Marinebefehlshaber im Mittelmeer, Cunningham, geführt haben. Von den übrigen vier britischen Strategen ist General B r o o k e, Chef des Empire-Generalstabes, wegen seiner Verwicklung in die Flandern-Niederlage, wegen seines Spezialinteresses an der Mechanisierung und Motorisierung des britischen Heeres (man nennt ihn in England den „Zauberer") sowie wegen seiner Vorliebe für den Angelsport bemerkenswert; Luftmarschall P o r t a l als der Mann, der neben Churchill die Hauptverantwortung für den meuchlerischen Luftterror zu tragen hat; General I s m a y, der sich demnächst in Moskau mit den Sowjets über die Zweite Front auseinandersetzen soll, und der Feldmarschall D i l l schließlich — bis November 1941 Chef des Empire-Generalstabes und jetzt Leiter des britischen Verbindungsstabes in Washington — wegen seiner blutigen „Befriedungsaktionen" gegen die Palästina-Araber, seiner Verantwortlichkeit

LEAHY

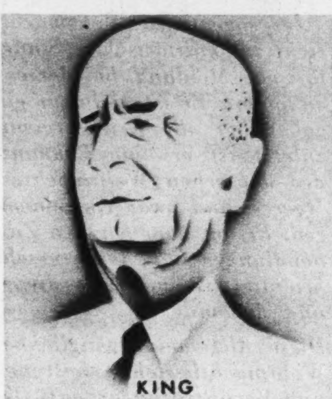


MARSHALL



für Dünkirchen und wegen seines fehlgeschlagenen Versuchs, Deutschland im Jahre 1941 vom Südosten her zu Fall zu bringen.

Wie sie so dastehen, diese Herren des plutokratischen Krieges, könnte man sie für gute Soldaten halten. Zweifellos haben sie neben vielen Fehlschlägen mancherlei Meriten aufzuweisen, und wir werden ihre Beflissenheit, uns den Garaus zu machen, gewiß nicht unterschätzen. Der Ehrentitel des Soldaten aber kann nur demjenigen zuerkannt werden, der nicht nur auf stramme Haltung, sondern auch auf ritterliche Kampfführung Wert legt. Davon allerdings ist bei diesen Herren, zu deren Strategie die Hungerblockade, der Bombenmord an Frauen und Kindern, die absichtsvolle Zerstörung von Wohnvierteln und Kulturdenkmälern, die Versenkung von Lazarettschiffen gehören, nicht das geringste zu bemerken. Was sich hier im Bilde präsentiert, ist der Prototyp jener Mischung von Gentleman und Gangster, selbstherrlichem Militär und schäbigem Pfeffersack, die uns an den Kartentischen im anderen Lager gegenübersteht. Das Judentum weiß sie zu benutzen. Wir wissen ihr zu begegnen. *H. S.*



KING



NARNEY



Darf man diese Handgranate aufnehmen?

IM VISIER:

Das OKW gibt bekannt

Der sogenannte Wehrmachtbericht ist kein Bericht im militärischen Sinne oder gar eine militärische Meldung, bei der es auf alle Einzelheiten ankommt. Er ist vielmehr eine laufende Bekanntgabe über alle Kriegsereignisse im großen, nicht zuletzt ist er eine Bekanntgabe der Leistungen der deutschen Wehrmacht, besonders auch des Heeres, und zwar von einem Tage auf den anderen. Er hat daneben den Zweck, über die Kampfhandlungen an den verschiedenen Fronten zu orientieren, und zwar die Öffentlichkeit im In- und Auslande.

Diese Allgemeinzugänglichkeit legt natürlich dem Wehrmachtbericht bestimmte Beschränkungen und Verpflichtungen auf. Der Feind hört mit . . . Er hört sogar ganz genau mit, um nach Möglichkeit gewisse Schlüsse ziehen zu können. Immer wieder haben wir die Erfahrung gemacht, daß er das außerordentlich sorgfältig tut. Zu Anfang des Krieges, in Polen und im Westfeldzug, waren für ihn die Berichte des Oberkommandos der deutschen Wehrmacht vielfach erwiesenermaßen sogar die einzige Orientierung für seine oberste Führung. Sie erfuhr aus ihnen überhaupt erst den Frontverlauf und die tatsächliche Lage. Seitdem wir das wissen, sind die Berichte natürlich zurückhaltender, allgemeiner geworden. Auch auf Grund ganz bestimmter späterer Erfahrungen hat es sich dann als zweckmäßig erwiesen, überhaupt sehr allgemein die Lage im großen zu schildern und vor allem bei Ortsnamen zurückhaltend zu sein.

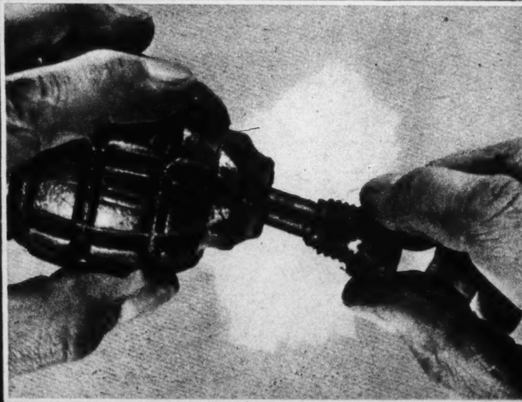
Die Angriffsfeldzüge des Krieges waren in wenigen Wochen beendet. Heute dauern die Kämpfe an manchen Frontabschnitten doppelt so lange wie früher ein ganzer Feldzug. Auch diese Tatsache legt eine bestimmte Reserve auf, solange die Dinge im Fluß sind. Denn wie oft ist es vorgekommen, daß ein Abschnitt oder ein Brückenkopf sechs- oder zehnmal den Besitzer wechselte. Vielleicht sind auch eigene Angriffsoperationen im Gange — da kann nur eine summarische Bekanntgabe erfolgen. Zu den Wehrmachtberichten werden außerdem noch zusätzliche Nachrichten und Frontberichte durch Presse und Rundfunk verbreitet. Wenn man sie richtig liest oder hört, kann man sich wohl ein Bild von der Lage machen. Im übrigen gibt der Wehrmachtbericht immer wieder Zusammenfassungen und Rückblicke auf größere Kampfhandlungen, sobald sie abgeschlossen sind. Bei dieser Gelegenheit werden dann die Leistungen der Truppe mehr im einzelnen gewürdigt, ohne vorzeitig dem Feinde wichtige Hinweise zu geben.

Die Bekanntgabe des Wehrmachtberichtes erfolgt von höchster Stelle und Warte aus. Seine Wirkung im Auslande war immer sehr stark und ist es immer geblieben, denn er hat nie erdichtete Dinge in die Welt hinausposaunt.

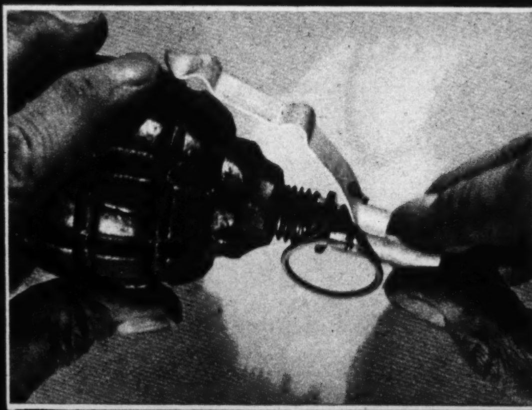
Der Wehrmachtbericht wird nach den Tagesmeldungen der einzelnen Wehrmachtteile erstellt. Heer, Marine und Luftwaffe melden dazu, was sie zu melden haben. Die stellen auch ihre Anträge für eine besondere Nennung. Aber es ist natürlich ein grundsätzlicher Unterschied zwischen dem, was das Oberkommando der Wehrmacht wissen muß, und dem, was es bekanntgibt.

Wir Soldaten verstehen den Wehrmachtbericht zu lesen. Wir können auch warten, wenn er einmal nur kurz und allgemein berichtet. Er wird seine guten Gründe dafür haben und uns zu gegebener Zeit wieder näher unterrichten. Die Frontkämpfer sind sicher manchmal enttäuscht, wenn die Kämpfe in ihrem Abschnitt nicht weiter erwähnt oder nur kurz gestreift werden, aber das kommt bestimmt, wenn sie sich hervorragend geschlagen haben. Diejenigen, die den Wehrmachtbericht formulieren, wissen mehr als der Mann im Bunker oder im Panzer. Sie haben Einblick in die gewaltigen Fronten. Nicht jeder Ort, um den gekämpft wird, kann täglich erwähnt werden. Aber große Taten und Leistungen werden bestimmt genannt. Sie sind es immer zuerst und zuletzt, von denen das Oberkommando der deutschen Wehrmacht spricht . . .

Die sowjetrussische Eierhandgranate F 1



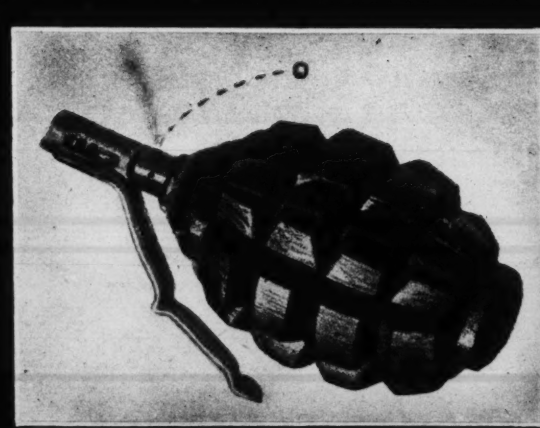
1 Die Granate ohne Zünder. Das Zündloch ist mit einem Stopfen verschlossen



2 Der Stopfen wird entfernt und dafür der Zünder eingeschraubt



3 Vor dem Wurf: Löffel fest an den Granatenkörper drücken und den Sicherungsring abziehen. Granate ist wurfbereit



4 Im Fluge: Der Löffel schnellt nach oben und gibt eine Sicherungskugel frei. Nach 3½—4½ Sekunden erfolgt die Sprengung

Hände weg! Die Handgranate auf der vorigen Seite ist ein Blindgänger. Der Sicherungsring fehlt, und der Löffel liegt nicht am Sprengkörper. Also Vorsicht! Die Splitterwirkung reicht über 150 Meter, daher muß diese sowjetische Handgranate stets aus voller Deckung geworfen werden



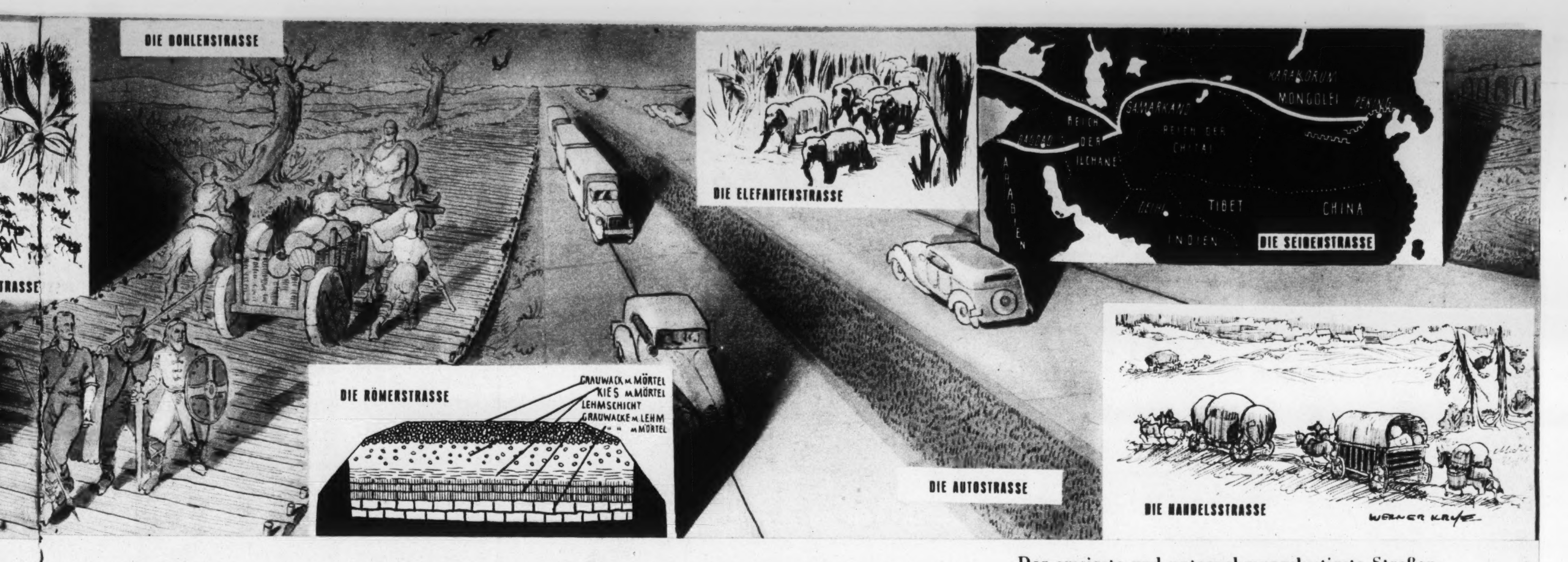
Der Statistiker wird es einmal ausrechnen, wieviel Kilometer der deutsche Soldat auf den Straßen dieses Krieges zurückgelegt hat. Ein Über-Sherlock-Holms aber mag sich einen Phantasie-Landser-Stiefel vornehmen, mag mit Mikroskop und Scharfsinn ergründen, welche Wege und Straßen, wieviel Moräste und Pässe dieser Stiefel erlebt und bezwungen in den Jahren, da er seinen Besitzer durch ganz Europa getragen. Schicht für Schicht wird er lösen: polnischen Staub und französische Kreide, zähen Lehm und fette, schwarze Erde, feinen Grieß aus Granit und das weiße Mehl aus den Kalkgebirgen, den Sand aus Steppen und Wüsten wie jenen vom Strande der Meere, untermischt mit den Spuren zerbröckelnder Straßen, über die seine Vorfahren schon vor Jahrtausenden gezogen.

Die Straßen: sie sind die „Gesichtszüge", die das Antlitz der Zeitalter, der Nationen und der Völker charakterisieren. Da gibt es glatte und leere Gesichter, die nichts erlebt und nichts erkämpft, und es gibt interessante, faltenreiche und tiefdurchfurchte, die beredt und begeistert von ihrem Schicksal berichten. Die erste Straße allerdings, die je diese Erde durchzog: vom Menschen weiß sie kein Wort zu erzählen. Sie ist wahrscheinlich — eine jener Ameisenstraßen gewesen, wie wir sie noch heute in unseren Wäldern studieren können: festgetretene, winzige Wege, durch Steinchen vor dem Verschütten geschützt, Hindernisse elegant umgehend oder geschickt überwindend. Die kleinen, klugen und fleißigen Tiere wußten es schon vor Jahrmillionen, was wir in der Gegenwart umständlich errechnen: daß z. B. ein schweres zweispänniges Fuhrwerk, das im lockeren Erdreich eine Last von höchstens 400 kg fortzubewegen vermag, auf einer festen Straße an die 3000 kg, also das Achtfache fast, davonschleppen kann. Also bauten diese Lastenschlepper feste Straßen durch das lockere Erdreich.

Der Weg vom Bett zum Tisch und wieder zurück, das ist schon in Urzeiten die wichtigste und meist begangene „Straße" gewesen; und der erste „Wegweiser" war — der Hunger. An vielen Straßen steht er noch heute, unsichtbar oder andere Wegziele heuchelnd; in letzter Wirklichkeit jedoch führen alle Wege zum „Futterplatz". Die Ameisen bauten und bauen noch heute ihre Straßen von den Schlaf- und Brutplätzen zu den Weideplätzen ihrer „Milchkühe", zu den Sträuchern und Büschen, auf denen sie die Blattläuse hegen und melken, um mit dieser „Milch" ihre Brut großzuziehen. Durch die dichtesten Urwälder der Tropen haben die Pfade der Elefanten Bresche gebrochen, um Weideplätze und Wasserstellen zu erreichen; die „Hunger- und Durstwege" des Nashorns auf Java reichen bis in Gebirgshöhen von dreitausend Meter.

Die erste Wildfährte war auch die erste „Straße" des Menschen; auch er brauchte die „Weide", suchte das Wasser, und die Tiere wurden ihm dabei „Pfadfinder". Wo jedoch der Weg, der eines Wildes Tritt trug, für des Menschen Fuß nicht ausreichte oder gangbar schien, da begann unser Urahn, diesen Pfad zu verbessern, einen Weg zu „bauen". Vielleicht hat eine solche Fährte durch einen Sumpf geführt, die leichtfüßige Gazelle gerade noch tragend, den Menschen aber versinken lassend in seinem Morast: da ging er hin, riß Zweige herunter, hieb Äste vom Stamm, fällte ganze Bäume sogar, es entstand der Bohlenweg.

Jahrmillionen später aber versanken die ächzenden Räder schwer beladener Karren im vermodernden Holz solcher Bohlenwege, gruben tiefe



DER WEITE WEG ZUR STRASSE

VON HANS NIRWAN

Furchen in den nachgebenden Untergrund, Geleise, die im Sommer trockneten und steinern erstarrten; in diese Furchen zerrte man die Straßenräuber, die die „Pfeffersäcke" überfallen hatten, fuhr mit den schweren Wagen über sie weg, daß ihre Knochen krachend zerbrachen; sie wurden „gerädert". Und diese Todesstrafe erwies sich als so wirksam und abschreckend, daß man sie in die mittelalterliche Rechtsprechung, in den „amtlichen" Strafvollzug, übernahm, und das „Rädern" wurde zu einer kunstvollen Tätigkeit des Henkers auf der Richtstätte oder in grausamen Folterkammern.

Wildfährte und Furt, Wechselpfade der Wildschafe und erste Jagdsteige der Menschen: das sind die Ahnen der Straße, die man noch heute wiedererkennt an den „Rennsteigen" des alten Germanien, die von Schlesien heraufziehen durch die Lausitz und Sachsen nach Thüringen hinein, die noch heute als „Rennsteig" auf dem Kamm des Waldgebirges entlanglaufen, durch Hessen schließlich hinunter zum Rhein. Denn langsam begann der Mensch auch den weiten Weg nicht zu scheuen, wenn es galt, seinen Hunger auf eine besonders schmackhafte Weise zu stillen; wo er ein besonders leckeres Wild wußte, eine Quelle, die besonders wohlschmeckendes Wasser spendete, oder einen Verwandten, der einen besonders süffigen Trank zu brauen verstand, dorthin machte er sich auf den Weg; andere Feinschmecker folgten seinem Beispiel; aus der Fußspur wurde ein Pfad, aus dem Pfad ein Weg, aus dem Weg eine „Tausch- und Handelsstraße". Der Mensch jener Urzeit erfand — den „Essenholer"; er fand, daß es kraftsparender war, einen Beauftragten den weiten und oft beschwerlichen Weg zu schicken und durch ihn die „Delikatessen" für die ganze Sippe heranschaffen zu lassen, als daß jeder einzelne ging. Aus diesem „Essenholer" mag dann der erste „Kaufmann" geworden sein. An seinem Ziel begegnete er „Berufskameraden" anderer Sippen und Stämme, sah Schmuck bei ihnen und Waffen, Kleidungsstücke und Jagdgeräte, die seinen Männern unbekannt waren, und den andern mögen an ihm allerlei Fremdartigkeiten aufgefallen und begehrlich erschienen sein. Man tauschte untereinander aus, nicht nur solche „Kostbarkeiten", sondern auch Gedanken, Wünsche, Aufträge. Der Weg des „Essenholers" wurde zu schmal für den lebhaften Verkehr, war den Lasten nicht mehr gewachsen, die über ihn hin und her geschleppt wurden, und als erst das Rad erfunden war, als schwere Karren den Tauschhandel vermittelten, ward aus dem Weg die erste feste Straße.

Die Straßen wuchsen in die Breite, sehr bald aber auch in die Länge. Denn der Handel begann seinen seltsamen „Staffellauf" um die Erde: mochte die eine Sippe den goldglänzenden Bernstein bei dem „Essenholer" aus dem Norden gesehen und gegen ein Stück besonders feingewebten Leinens eingehandelt haben; der Schmuck war entdeckt von einem, der aus dem Süden gekommen, hatte Aufsehen und Begehren bei den Frauen seines Stammes erregt, und die Kunde wanderte weiter, über die Alpen sogar und bis Rom. Dieser Kunde folgten Proben, oft mühsam oder mit List erstanden, auf gleichem Weg; aus dem Gelegenheitstausch wurde ein richtiger „Handel", aus den Wegen von Sippe zu Sippe, von Landschaft zu Landschaft die „Bernsteinstraße", deren älteste vor fast fünftausend Jahren von der Nordsee über die Elbe und Saale und dann über den Brenner ans Mittelmeer führte; eine andere verband die Ostsee mit dem Schwarzen Meer, später noch eine dritte von der Nordsee über Rhein und Rhone nach Marseille, und erst vor einigen Jahren entdeckte man in Hartlieb bei Breslau einen „Bernsteinspeicher", der über 1000 kg des „Goldes des Nordens" enthielt und auf die große Handelsstraße hinweist, die im Altertum vom Samland über Weichsel und Warthe, durch Schlesien und Mähren an die Donau und über den Semmering nach Kärnten und an die Adria führte.

Gegen dieses „Gold des Nordens", das besonders von den römischen Damen geschätzt wurde, tauschte man Metalle, Kupfer und Bronze, tauschte man vor allem andern eine vielbegehrte „Delikatesse" ein: Salz. Und die „Salzstraßen" waren nicht weniger bedeutend als die Bernsteinstraßen; Hallstatt dankte dem Salz eine Epoche des Wohlstandes und kultureller Blüte; an der vielbegangenen Furt über die Isar entstand München und wurde einer der Hauptumschlagplätze für das unentbehrliche Gewürz, das aus dem Salzkammergut über ganz Europa geschleppt und gekarrt wurde. Die ganze Erde wurde von solchen Straßen erobert: Jahrhunderte schon vor unserer Zeitrechnung drang eine Handelsstraße vom Pontus über die Wolga und den Ural bis tief nach Sibirien vor, die „Pelzstraße" des Altertums, auf der die Händler für die Reichen Roms und Ägyptens die kostbaren Pelze sibirischer Zobel und Hermeline, Biber und Füchse heranschafften; sie brachten auch Gold mit, aus einem Märchenland, das seine Pelzhändler ebenfalls nach Sibirien geschickt hatte. Dieses Märchenland aber war — China. Noch eine zweite Fernstraße verband vor einem Jahrtausend schon Europa mit dem fernen Asien: die berühmte „Seidenstraße", auf der Marco Polo von Venedig durch drei Jahre nach Peking reiste, und der Sven Hedin, der schwedische Forscher, eins seiner interessantesten Bücher gewidmet hat. „Weihrauchstraßen" folgten und „Bronzestraßen", „Gewürzstraßen" könnte man nachweisen, und noch im letzten Jahrhundert entstand eine neue, die „Teestraße", auf der die anregend-schmackhaften Blätter dieses „Karawanentees" aus China durch Wüsten und über himmelhohe Gebirge auf den Rücken von Trägern und Kamelen nach Europa gebracht wurden.

Der emsigste und unternehmungslustigste Straßenbauer ist also ursprünglich die menschliche Begehrlichkeit gewesen, die es nach Gewürzen und Schmuck, nach Wohlgerüchen und Genußmitteln, nach kostbaren Gewändern und edlen Pelzen aus fernen Ländern gelüstete. Der kühnste und erfolgreichste Pionier aber, der seine Straßen auch durch schwierigste Gebiete vortrieb von alters her, war der Krieg! Die Siegesstraßen Alexanders des Großen drangen bis in das Wunderland Indien mit seinen reichen Schätzen vor, und fern aus dem Osten näherten sich die Heerscharen Dschingis-Khans den Grenzen Europas. Aber der Krieg war immer nur der Wegbereiter; wenn ein Land erobert war, dann galt es, das neue Gebiet an den neuen Herrn zu „fesseln", man warf ein Netz darüber, ein „Verkehrsnetz", und je enger man die Maschen guter Straßen knüpfte, um so fester hatte man die Zügel in der Hand. Das haben am besten die Römer erkannt; aus dieser Erkenntnis entstanden in den letzten Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung jene großartigen Römerstraßen, mit denen Rom sein Weltreich zusammenhielt, mit denen die „Ewige Stadt" sich ein Denkmal für die Ewigkeit gesetzt hat. In einer Länge von 76 000 Kilometern umspannten diese Staatsstraßen Europa und die Mittelmeerländer; ein einziger, über 6000 Kilometer langer Straßenzug, nur unterbrochen von den Wasserarmen des Kanals und des Bosporus, führte von den Zinngruben Schottlands bis nach Jerusalem. Militärische Stützpunkte, „Kastelle", sicherten diese Straßen. Siedlungen wuchsen um die Burgen, und viele bedeutende Städte in Europa verdanken ihre Entstehung und ihre Blüte diesen Römerstraßen. Sie schreckten vor keinem Hindernis zurück: sie bohrten sich durch Felsen und bauten Brücken über Flüsse und Ströme; sie bezwangen die Alpen und schwangen sich auf „Viadukten" kühn über Schluchten und Täler, und niemals überschritt ihre Steigung 8 Prozent. Allein 46 Heerstraßen liefen aus Rom in alle Richtungen des Reiches, darunter die „Königin aller Straßen", die Via Appia, und von Cäsar wird berichtet, daß er auf diesen „Reichsautobahnen des Altertums" am Tage bis 300 Kilometer zurückgelegt habe. Von Läufern waren die Straßen bevölkert und reitenden Boten, von Fahrgästen und Reisewagen, in denen die Beamten in die fernsten Provinzen und Kolonien reisten. Fast zweitausend Jahre später noch benutzte ein Nachfahr der römischen Imperatoren diese Straßen, ließ Napoleon seine Heere durch Europa marschieren.

Wohl nur China hatte sich ein ähnliches Straßennetz geschaffen, auf denen die Kaiserlichen Kuriere, den Post- und Rasthäusern ihr Nahen durch Schellengeläut ankündigend, ähnliche Tagesleistungen erreichten wie Cäsar: 300 Kilometer am Tag. Im Mittelalter aber entdeckte man in Südamerika eine ganze Nation von Straßenbaukünstlern: die Straßen der Inkas haben noch einen Alexander von Humboldt in Staunen und Bewunderung versetzt. Zwei Straßenzüge von insgesamt 7000 Kilometer Länge liefen durch das Land, einer an der Küste, ein zweiter hoch oben im Gebirge, mit Laufbrücken und Seilbahnen die Schwierigkeiten eines wildzerklüfteten Felsengebirges überwindend, mit komfortablen Rasthäusern in 20 Kilometer Abstand, in denen Trinkwasser bereitstand, Bäder und Schlafkammern der Reisenden warteten, der Fußgänger, der Stafettenläufer und Sänftenträger, und Stallungen hergerichtet waren für das „Kamel der Anden", das zähe und genügsame Lama.

(Wird fortgesetzt)

Das Lächeln der TÄNZERIN

VON FELIX SCHWELLUNG

Man bedenke, rotes Licht, gedämpftes rotes Licht, ein magischer, ungewisser Schimmer, hinspiegelnd über die tiefschwarze Glätte des geöffneten Flügels, aufblinkend an hellen Metallteilen hölzerner, mattdunkler Instrumente und herausprofilierend als verschwimmende Schattenrisse geneigte Köpfe über Geigen.

Aus allen Instrumenten klingt es zusammen: Musik, leichte, unbeschwerte Musik, anspruchslose, blanke Freude am Dasein, Melodien, die sich mutwillig tummeln über tanzenden Rhythmus, die schleifen, ziehen und verweilen über süßen Harmonien.

Verzauberung geht durch den Saal. Ja, durch den Saal, denn jetzt ist es einer, wenn auch noch vor kurzer Zeit Qualm ihn durchzog und schwärzte, weil er nämlich ein Stall war für rußige Ungetüme, ein Lokomotivschuppen also. Draußen, dicht hinter der Wand, hört man sie bisweilen vorüberrollen, fauchen und prusten, und man hört, wie sie mit ihren Bärenkräften die eisernen Güterwagen dutzendweise einander zustoßen, daß die mächtigen Eisenpuffer laut scheppern und schüttern. Laßt sie, laßt sie draußen und austoben und die Kräfte ihres ungefügen Leibes nützliche Arbeit tun. Wir aber verweilen in ihrem Schuppen, der nun von innen glatt und weiß ist und aus dessen Tiefe man auf eine Bühne sieht, groß und weit wie ein kleiner Festsaal oder doch wenigstens wie ein geräumiges hohes Zimmer, das von beiden Seiten zu betreten ist.



Freilich ist dies alles nur undeutlich wahrzunehmen, aber das ist es ja, das ist der Zauber, der aufsteigt aus den magischen Brunnen roten Lichtes links und rechts im Vordergrund der Bühne und die Soldaten in seinen Bann zieht. Das ist nicht schwer. Dazu sind sie ja hergekommen.

Plötzlich, wie auf Kommando, schütten drei starke Lampen von der Decke weiße Helle über die Bühne. Jedes Tüpfelchen ist zu sehen, nichts wird den gespannten Augen entgehen. Die Dekoration im Hintergrund, ein Teich, über den in langer Reihe zehn Wassernixen reiten . . . Das alles ist eine Ankündigung unerhörter Dinge. Nun setzt die Musik aus, nun muß sich zeigen, was hier geschieht.

Ein Mensch springt auf die Bühne, ein Mann in einem weit geschnittenen dunklen, lose und teilweise gar nicht zugeknöpften Anzug. Das lange, dunkle Haupthaar reicht ihm von der Stirn bis in den Nacken und ist dicht über dem Kragen, wie es scheint, noch einmal ein wenig hochgebogen, länger geht es also nicht. Ein Zivilist. Da ist noch nichts zu sagen. Immerhin, ein Zivilist vor Soldaten steht gewissermaßen vor einem Tribunal, das über die Rechtmäßigkeit seines zivilen Zustandes befindet. Ohne daß es beiden Teilen vielleicht bewußt wird, sucht der eine, die Berechtigung aufzuzeigen, und der andere, sie zu sehen. Die Entscheidung fällt hoch für den Zivilisten aus. Alles an ihm ist echt und paßt zu ihm. Man glaubt ihm, was er sagt und wie er es sagt. Er spricht in Versen, in anspruchslosen launigen Versen, die sich bisweilen etwas im Versmaß behelfen müssen, um alles unterzubringen, was zur Begrüßung und zur Ansage des Programmes notwendig ist. Zum wievielten hundertsten Male hat er wohl diese Worte gesprochen? Und immer wieder spricht er sie wie zum ersten Male, als seien sie ihm soeben, gerade in diesem Augenblick und nur für diesen passend, eingefallen. Ist das nicht eine Leistung? Das aber war, wie sich noch zeigen sollte, nicht seine einzige Leistung, und bei weitem nicht seine beste. Es erwies sich auch, daß die Tätigkeit in einer Künstlergruppe, die sich der leichten Kunst verschrieben hat, harte Arbeit, viel Liebe zur Sache, Hingabe und Idealismus und die Fähigkeit, sich in allen Situationen zurechtzufinden, verlangt, besonders an der Front. Jeder ist dafür nicht geeignet.



Indes, der Ansager eilte schon, die Bühne zu verlassen. Das Licht erlosch, und als es von neuem aufstrahlte, da fiel es — oh, man hatte die huschenden Schemen während der Dunkelheit wohl wahrgenommen, man war nicht völlig unvorbereitet —, und nun fiel das blendende Licht auf zehn Mädchen. Sie standen in einer Reihe, jung und wohlgestaltet, gleichmäßig bunt und glitzernd aufgezäumt und aufgeschirrt mit schmalem Zeug an Brust und Hüften, von Hüllen umweht, die kaum noch welche waren, aus einem Hauch nur bestehend von alarmierender, betörender Durchsichtigkeit. Wo die Haut nicht zu sehen war, da flimmerte es wie von Gold und Silber, so standen sie da, oder vielmehr, jetzt bewegten sie sich schon. Die Hände, ihre feingliederigen, rosigen, kleinen Hände, sie schwebten und schwangen, und die Musik war jetzt nicht nur zu hören, sie war auch zu sehen in dem Biegen und Wiegen der zehn Mädchenkörper.



Schier planlos irren die Augen über die so plötzlich aufgetauchten, gleichmäßig und unwahrscheinlich strahlenden Gestalten. Ja, die Augen irren umher, gehetzt beinah, wie die eines Schatzgräbers, der wochenlang in seinem dunklen Stollen wühlte und plötzlich einbricht in eine große Höhle, funkelnd voll von Edelsteinen, die er, was nicht möglich ist, mit einem Blick umfangen will. Und wie ist das alles von den Mädchen aus gesehen? Nun, sie stehen hier auf der Bühne, und draußen in der Garderobe stehen die drei großen Koffer. Diese Wunder von Koffer, die auseinanderzuklappen sind wie riesenhafte Ostereier, auf einer Seite sechzig Kostüme fassen und auf der anderen Seite wie in einem Aktenschrank eine Reihe Schiebefächer haben, in denen ordentlich das Handwerkszeug für je zwei Mädchen gestapelt und geschichtet ist: Puder, Schminke, Lippenstifte, Salben und derlei Dinge, deren es bedarf, um die Verzauberung vorzubereiten. Dies ist geschehen. Die Augenbrauen haben ihren Schwung, die Augen selbst durch Untermalung ihre erhöhte Wirkung und ihre geheimnisvolle Tiefe bekommen, die Lippen leuchten feucht und purpurn. Im übrigen stehen sie eben so da, wie Mädchen dastehen, die sich der Vorbedingungen bewußt sind, auf Grund deren sie Tänzerinnen geworden sind.

Schon hunderte Male haben sie in einen Zuschauerraum geblickt, sie sind völlig unbefangen, und auch die Jüngsten haben schon gelernt, den letzten Rest von Lampenfieber hinter einer heiteren Miene zu verstecken. Sie sind abwartend und freundlich, an Beifall gewöhnt und an die allabendliche Erhöhung, deren sie auf der Bühne gegenüber dem tiefer sitzenden Publikum teilhaftig werden.

Die glänzende Aufmachung um sie und an ihnen entrückt sie selbst jedoch nicht so weit in jene feenhafte Bezirke, zu denen sie die zuschauenden Soldaten nun geleiten, denn sie bleiben, auch als Prinzessinnen aus Tausendundeiner Nacht, jenen Regionen zugehörig, in denen man seine Not hat mit einer Papierblume, die nicht im Haare haften will und sicherlich beim nächsten Wirbel herunterfällt, oder wo einem ein kleiner Ärger mit dem Reißverschluß zustoßen kann, der sich sträubt beim Schließen, und, wenn die Zuschauer nicht schon verzaubert wären, würden sie vielleicht merken, daß eines der Mädchen sich gerade die Tränen abgewischt hat wegen der 50 RM Ordnungsstrafe, in die sie der Chef genommen hat, weil sie bei der letzten Vorstellung aus Zeitersparnisgründen schon abgeschminkt zur Schlußapotheose schwebte, denn, Ordnung und Disziplin müssen sein auf Erden, auch in einem Feenreigen.

Und endlich sind diese Mädchen wie alle anderen auch, und es bewegt sie und beschäftigt sie, was alle anderen Mädchen auch bewegt, und nun gar umgeben von lauter Soldaten. Im übrigen haben sie das Programm fest in den schönen Beinen und sind bereit und bedürftig, den Zauber der Bühne aus dem Glanz von Licht und Farben, aus der eigenen Beschwingtheit, aus den Klängen der Musik und vor allem aus den Händen des Beifall spendenden Publikums, immer von neuem beseligt, entgegenzunehmen. So also ist es bestellt mit den Mädchen, vor denen die staunenden Augen der Soldaten nicht wissen, wohin sie zuerst blicken sollen, auf die kleinen Füße in den silbernen Sandalen oder auf die schmalen Goldborde über den schlanken Hüften, an denen knapp und fest die schwingenden Röcke haften. Aber noch etwas muß geschehen — noch etwas wird geschehen; so etwas merkt man doch, das Aufgebot ist noch nicht voll. Hach, da ist sie, wirklich da ist sie, die Solotänzerin, alles überstrahlend, ein Juwel, ein Geschmeide, für das die ganze bisher aufgebrachte Herrlichkeit nur noch den Rahmen bildet, einen Rahmen von höchstem Eigenwert natürlich. Das ist nun die Erlösung von der Qual der Wahl. In all der Pracht hat nun das Auge den glänzenden Mittelpunkt gefunden, auf dem es ohne Unrast verweilen kann, in vollen Zügen. Aber, wiederum, ist man denn toll geworden, sich an das Kostbarste vom Kostbaren zu hängen, dummkolleriger Mensch, der man ist? Nein, lieber auf einen der milder, aber weiß Gott, noch heftig genug strahlenden Sterne seine Blicke heften und unverwandt darauf verweilen lassen.

In allen Augen ist der Teufel los.

Was tut sie, die Solotänzerin? Vor allem, sie

lächelt. Natürlich, sie lächeln ja alle, aber sie trägt dieses Lächeln nicht als Maske, wie sie den Kindern der leichten Muse ansteht, sie lächelt wirklich, sie ist heiter und gänzlich gelassen dabei, ein wenig spöttisch und nachsichtig, auch nachsichtig vielleicht mit dem wehenden Durchsichtigen, das trotz allem, so wie jede Zierde, ein wenig die Bewegung hindert, weil es mitbewegt sein will, nachsichtig auch vielleicht mit allen Menschen auf der Welt, die nicht so tanzen können, so mühelos wie sie. Sie ist so gewiß der Tüchtigkeit ihrer Beine, dieser herrlichen, schlanken Beine, göttlich gefesselt und blutjung in den Kniekehlen, und schön gewachsen ist sie allenthalben, von der festen modellierten Schönheit in den Schultern, wie sie sonst der Marmor nur bewahrt.

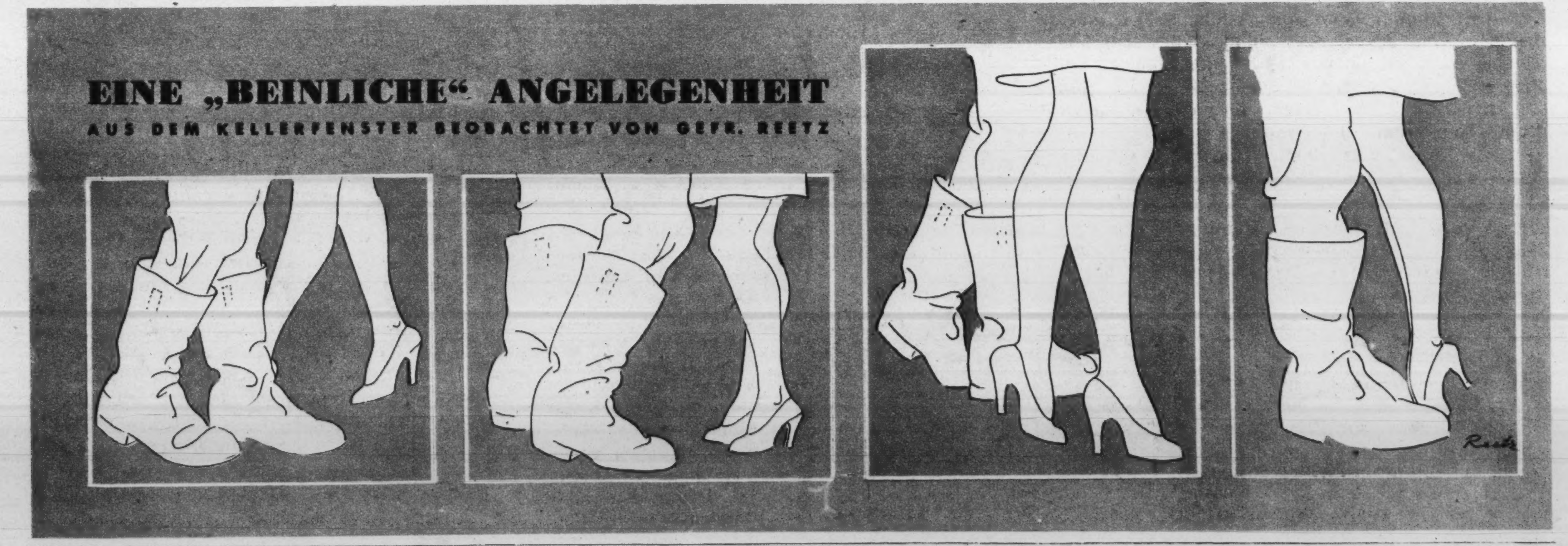
Gertenschlank, für dieses Wort ist sie ein Gleichnis. In einem Tanz kann man so vieles sagen und soll so vieles gesagt werden, aber zuhören tut man doch am liebsten deshalb, weil eine schöne Frau erzählt; sie erzählt nämlich immer und ewig in der Sprache des Tanzes, weniger von dem künstlerischen Gegenstand, von der Idee, die einem Tanz zugrunde liegt, als vielmehr von der eigenen Anmut, und alles andere ist nur ein Mittel: Was vor den Augen der Soldaten tanzt, ist eine junge Frau mit zärtlichen Gebärden, die wiederum aufgeht im wilderen Rhythmus wie ein Kind im heftigen Spiel. Ihre Beine wirbeln und stampfen, und ihre großen, blauen Augen blitzen: sieh mal, was ich kann. Und so, halb Kind, halb Frau, schüttelt sie die Locken aus dem heiß getanzten Antlitz, verneigt sich, sehr gekonnt, und schwebt davon. Nach einer Pause atemloser Stille bricht der Beifall aus, er setzt ein schlagartig und rückhaltlos wie ein Feuerüberfall, bei dem kein Granatwerfer und kein Maschinengewehr fehlen, das ist der Beifall der Soldaten. Niemand wird ihn vergessen, dem er je einmal gegolten hat. Aus den Augen der Soldaten sind die Mädchen jetzt verschwunden, aber nicht aus ihrem Sinn. Einige, die damit befaßt sind, denken schon an das gesellige Beisammensein mit der Künstlerschar und erträumen sich von der nahen Gegenwart der bisher von der Bühne überirdisch herabschimmernden Wesen einen Abend bachantischen Überschwanges, als was ihnen dann vielleicht schon die von der Bühne herrührende Unbefangenheit der Mädchen gilt, während die Künstler vielleicht vor dem Auftreten Pervitin gegen die Müdigkeit genommen haben, da man sie ja begreiflicherweise jedesmal und jeden Tag und überall so spät wie möglich aus dem festlichen Kreise entlassen will.

Inzwischen nimmt das Programm seinen weiteren Verlauf. Immer noch einmal zeigen sich die Mädchen, immer von neuem überraschend, mit neuer Anmut, neuen Farben, neuem Glanz und neuen Tänzen. So märchenhaft sie auch erscheinen, immer ist die Solotänzerin die strahlendere Einzige, und sie lächelt dazu. Nett ist das, ach so nett. Den rauhen Soldaten rührt es ans Herz. Ihre Anteilnahme ist immer weniger hintergründig, immer friedlicher, immer heller. Sie folgen ohne Vorbehalt und aus vollem Herzen lachend den launigen Einfällen des Ansagers und freuen sich derweilen schon wieder auf den Tanz. Zuletzt sind sie ganz gelöst, selbstlos — sich selber los — in der göttlichen Heiterkeit, die ausging von dem Lächeln einer Tänzerin.



„Ja, das ist Deutschland!" rief ein Kamerad beim Anblick dieses Bildes aus. Wir drehten es um. „Gasse in Lindau am Bodensee" stand dahinter. Aber war es nicht mehr, hatte der Kamerad nicht recht? Spüren wir nicht etwas darin von der deutschen Seele, um ein großes Wort zu gebrauchen? Es ist, als ob wir selbst auf dem Kopfsteinpflaster in der engen und doch so lichten Straße ständen und hineingingen in diese deutsche Stadt, vorüber an den sonnenbeschienenen Häuserfassaden mit den zierlichen Erkern. Und treffen wir nicht lauter alte Bekannte? Die Frau mit dem Kinderwagen, die beiden Frauen mit dem rüstigen Wanderschritt, den alten Mann, der sich jedes Haus genau betrachtet? Aber das seht ihr ja genau so wie ich, du, du und du! Darum erzählt selber weiter, ein ganzer Roman kann daraus werden — der Roman einer kleinen Gasse in einer deutschen Stadt!

Aufnahme: Lola Aufsberg



Verlagsleiter: Maximilian Künzner (im Wehrdienst), i. V.: Georg Macknow, Berlin, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel (im Felde), Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25. Fernruf: 174721, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH, Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25

JEDER SCHUSS EIN TREFFER

Offensichtlich eine Schießbude mit allerdings sehr reizenden Figuren. Es wird stehend freihändig geschossen — scharf geschossen, wenn man die punktesparende Schützenkleidung richtig versteht. Ihr meint, der Schuß auf dem Bilde gäbe höchstens eine Fahrkarte? Gemach: wo ein Mädel hinschießt, trifft es immer!

Es war zum Schießen: Die Tür sprang zur Seite, sie in die Luft! Und das alles durch einen Schuß auf die Scheibe! (Auf unserem Schießstand hat es das nie gegeben, meint der Oberschütze Blume)

„Hoch rechts abgekommen" sind diese beiden jungen Damen, während sie mit dem linken Fuß „Druckpunkt nehmen". Für den Betrachter aber heißt es: „Ganz ruhig durchatmen!"

Hier sind „alle Bedingungen erfüllt", um des Schützen Herz höher schlagen zu lassen. Zu so etwas wäre er auch „liegend aufgelegt", aber er hat sich längst hingesetzt, ganz baff vor Staunen über die lustigen Schießbuden-Überraschungen

Augen auf — Finger lang — ruhig absetzen! — Ja, wirklich ruhig absetzen kann man unbesorgt jeden Kameraden, jeden Fronturlauber in der neuen Revue „Fantasia" der Berliner Scala, aus der wir diese leckeren Kostproben zeigen

Text: Konradin Aufnahmen: Donderer



